

Podcast-Transkript „All Inclusive“

Episode 5: Dr. Ulrich Schneider

Dr. Ulrich Schneider: „Kultur“ sagt man immer „ist so ein Add-On“. Erstmal müssen die Menschen schlafen, essen, sich kleiden, brauchen frische Luft und dann brauchen sie vor allem soziale Daseinsvorsorge, Bildung, was weiß ich. Aber in der Coronazeit haben wir auch was gelernt, dass nämlich Kultur auch eine Systemrelevanz hat, aber absolut!

Ninia LaGrande: Willkommen bei All Inclusive, dem Podcast der Aktion Mensch. Ich bin Ninia LaGrande und ich darf in diesem Podcast mit schlaunen Menschen über Inklusion, Vielfalt und Chancengleichheit sprechen. Mein heutiger Gast ist Dr. Ulrich Schneider. Dr. Schneider ist seit 1999 Geschäftsführer des paritätischen Wohlfahrtsverbandes. Er hat Erziehungswissenschaften studiert und in den letzten 30 Jahren zahlreiche Bücher zu den Themen „Armut, soziale Gesellschaft und die Ökonomisierung des Sozialen“ geschrieben. Außerdem engagiert er sich in der Partei Die Linke. Wenn also einer weiß, wie es aktuell um die soziale Ader der Gesellschaft steht, dann ist er das. Deshalb wollte ich von ihm wissen: Herr Schneider, wie solidarisch ist unsere Gesellschaft? Und, so viel kann ich verraten, Dr. Schneider hat den Überblick. Er weiß, wie sich Armut in den letzten Jahrzehnten in Deutschland entwickelt und verändert hat, was wir als Gesellschaft von 2020 lernen können und was die aktuelle Lage für unsere Arbeitswelt bedeutet. Ein Gespräch über viele systemrelevante Themen. Viel Spaß dabei!

Hallo Herr Dr. Schneider, schön, dass sie da sind, dass sie Zeit für mich haben. Wie haben sie persönlich dieses kuriose Jahr bisher überstanden?

Dr. Ulrich Schneider: Gesund erstmal. Das ist ja die Hauptsache. In meiner Familie ist keiner erkrankt, großes Glück gehabt und auch in unserer Geschäftsstelle des Verbandes des paritätischen Wohlfahrtsverbandes ist auch keiner erkrankt. Also wir hatten riesen Glück.

Ninia LaGrande: Ich mache immer zum Einstieg, bevor wir so richtig ins Thema gehen, ein kleines Spielchen und ich werde ihnen so ein paar entweder/oder-Fragen stellen und sie müssen sich entscheiden, dürfen aber gerne auch noch was dazu sagen, wenn sie möchten. Die erste Frage ist: Stones oder Beatles?

Dr. Ulrich Schneider: Stones.

Ninia LaGrande: Was hören sie aktuell gerade gerne? Gibt's da einen Favoriten?

Dr. Ulrich Schneider: Neil Young.

Ninia LaGrande: Sehr schön. Garten oder Balkon?

Dr. Ulrich Schneider: Garten.

Ninia LaGrande: Bedingungsloses Grundeinkommen oder Arbeitslosengeld?

Dr. Ulrich Schneider: Weder noch.

Ninia LaGrande: Zoom-Meeting oder Offline-Besprechungen?

Dr. Ulrich Schneider: Offline.

Ninia LaGrande: Bonner SC oder Preußen Münster?

Dr. Ulrich Schneider: Preußen Münster.

Ninia LaGrande: Warum?

Dr. Ulrich Schneider: Die habe ich mal gesehen, haben mir gefallen.

Ninia LaGrande: Bier oder Wein?

Dr. Ulrich Schneider: Bier.

Ninia LaGrande: Umverteilung oder Abgabenerhöhung?

Dr. Ulrich Schneider: Umverteilung.

Ninia LaGrande: Sofa oder Restaurant?

Dr. Ulrich Schneider: Sofa.

Ninia LaGrande: Dann steigen wir gleich mit einer ganz großen Frage ein und zwar: Wie weit entfernt sind wir eigentlich von einer gleichberechtigten sozialen Gesellschaft?

Dr. Ulrich Schneider: Einer gleichberechtigten? Enorm weit. Gleiche Rechte heißt ja faktisch, dass ich auch jeden Menschen so behandle, als hätte er, was er eigentlich haben sollte, die gleiche Würde. Davon sind wir relativ weit weg. Nach wie vor ist es so, dass wir in einer Gesellschaft sind, in der sehr viele Menschen Privilegien haben, die nicht begründet sind, die einfach da sind, die mit der Geburt da sind, die sich fortwachsen und die wie selbstverständlich genommen werden und andere Menschen unterprivilegiert sind und die wiederum, die müssen sich begründen, die müssen sich entschuldigen, die müssen Bitsteller werden, müssen auf das Wohlwollen anderer angewiesen sein und eine solche Gesellschaft, die diese beiden Pole hat, das ist in Deutschland sehr ausgeprägt, die kann von sich nicht behaupten, Gleichberechtigung zu leben.

Ninia LaGrande: Wer ist denn besonders von Ungerechtigkeiten betroffen?

Dr. Ulrich Schneider: Wenn man von dem Gedanken der Aufklärung ausgeht, dass eigentlich wirklich niemand durch seine Geburt allein benachteiligt sein darf, dann sind es die Menschen, die in unterprivilegierte Situationen geboren werden. Das sind in Deutschland Menschen, die aufgrund welcher Bedingungen auch immer, meist ist es Geld, nicht teilhaben können, ausgeschlossen sind, wesentlich weniger Selbstverwirklichungsmöglichkeiten haben als andere. Das sind arme Menschen, das sind aber auch Menschen, die andere Barrieren als „nur Geld“ haben, das können Sprachbarrieren sein, die sie nicht überwinden können, das können aber auch Behinderungen sein, die sie nicht selbstverständlich teilhaben lassen können, weil diese Gesellschaft sie nicht selbstverständlich teilhaben lässt aufgrund dieser Barrieren Einkommen, Sprache, Behinderung oder anderes. Diese Menschen sind am deutlichsten negativ betroffen. Wir haben auch eine ganze Reihe, die sehr positiv von dieser Ungerechtigkeit und dieser Ungleichberechtigung betroffen sind, das sind nun mal

diejenigen, die im Zweifelsfall sich alles leisten können, auch ohne arbeiten zu müssen, jemals gearbeitet zu haben, diejenigen die in außerordentlich privilegierte Situationen reingeboren wurden und für die klar war „wenn nichts Besonderes dazwischen kommt, hast du ein angenehmes Leben“. Das ist auf dem anderen Pol, das sind die Vorteilsnehmer in einer solchen bipolaren Gesellschaft, wie wir sie sind.

Ninia LaGrande: Dann gibt es ja ganz oft das Argument, gerade im Bereich Einkommen, „du musst dich nur ordentlich anstrengen, dann geht es dir auch gut“. Was sagen sie zu solchen Sätzen?

Dr. Ulrich Schneider: So ähnlich war das mal. In meiner Kindheit sogar noch. In den 50er, 60er, 70er Jahren war es in der Tat so, dass man immer schon ein paar Superreiche hatte, die brauchten nix tun. Das waren diejenigen, die man so hinnahm, die las man beim Friseur oder Zahnarzt in den Illustrierten, die trieben sich in Kitzbühel rum oder auf Sylt, faulenzten durch die Gegend, „Playboys“ nannte man sie immer völlig abfällig. Faulpelze, die trotzdem reich sind, aber man hat es hingegenommen, „die paar können wir uns leisten“ und für den Rest war relativ klar „wenn du dich anstrengst, hast du eine Chance“, nicht unbedingt nach ganz oben zu kommen, aber man war ja auch bescheiden und sagte „okay, mach einen Hauptschulabschluss, dann wirst du Arbeiter und als Arbeiter machst du auch schön dein Geld und wenn du Realschule machst gehst du ins Büro oder musst dir die Hände nicht schmutzig machen und Abi, dann bist du in einer ganz anderen Spielklasse, dann kannst du studieren und richtig viel Geld machen“. Das war für uns als Arbeiterkinder so das, was wir mitkriegen. Im Großen und Ganzen war das nicht völlig falsch. Wir hatten Aufstiegschancen, Leistung zählte in der Tat deshalb was, weil es der Arbeitsmarkt hergab, man wurde gebraucht, man wurde gesucht. Damals als ich dann aufs Gymnasium kam, wurde das Bafög eingeführt, also ein Arbeiterkind musste nicht sofort in die Lehre gehen, sondern konnte sich tatsächlich besser ausbilden und seinen Weg machen. Das hat sich enorm geändert.

Ninia LaGrande (aus dem Off): Stichwort Superreiche. Nach einer Untersuchung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung besitzen in Deutschland die oberen zehn Prozent rund zwei Drittel des Gesamt-Nettovermögens. Diese zehn Prozent bestehen zu großen Teilen aus: Älteren, bessergebildeten, weißen Männern. Als reich gilt man hierzulande übrigens ab dem Doppelten des Median-Einkommens. Was ist das nun wieder? Das Median-Einkommen wird auch mittleres Einkommen genannt. Würde man die Bevölkerung nach der Höhe ihres Einkommens sortieren und dann zwei gleich große Gruppen bilden, würde die Person, die genau in der Mitte dieser Verteilung steht, das Median-Einkommen beziehen. Kurz: Reich ist man in Deutschland als Single mit einem Monatseinkommen ab 3.892 EUR. Dann gehört man zu den reichsten sieben Prozent.

Dr. Ulrich Schneider: Wir haben in Deutschland mittlerweile jede Menge Barrieren. Deutschland gehört zu den hoch entwickelten Industrieländern, wo der Schulerfolg noch mit am meisten vom Elternhaus abhängig ist, das hat mit unserem Schulsystem zu tun. Das hat aber auch damit zu tun, dass wir unser Bildungssystem leistungsorientierter gemacht haben. Wir haben Schulzeiten verkürzt von 13 auf 12 Jahre, wir haben den Druck unheimlich ansteigen lassen und damit sieben wir auch selbstverständlich stärker aus. Das ist das eine. Wir hatten zwischendurch Phasen, wo man nicht mehr alle jungen Menschen unbedingt

brauchte. Jetzt suchen wir wieder händeringend. Wir hatten auch Phasen, da hatten wir 5 Mio. Arbeitslose zu Hochzeiten und das spiegelt sich schon wieder. Wir haben schließlich eine Vermögensverteilung, wo völlig klar ist, wer nicht gut erbt, so richtig fett erbt, der wird durch reine Arbeit in der Regel nicht mehr reich werden können. Das sehen sogar die Reichen so. Das frustriert. Das ist etwas, was von den Menschen als mehr und mehr völlig ungerecht empfunden wird. Es gibt auch andere Ungerechtigkeiten, aber das Versagen von Aufstiegschancen, von Aufstiegsversprechen, die nicht gehalten werden, das ist etwas, was Menschen bitter aufstößt, vor allem wenn sie sich bitter abrackern und trotzdem auf keinen grünen Zweig kommen. Nehmen sie an, sie haben mit jemandem zu tun, der in der Gastronomie ist, kellnert, diese Trinkgeld-Berufe, da verdient man nicht viel, da kann man kaum eine Familie über den Monat kriegen. Wenn sie alleinerziehend sind und irgendwo im Supermarkt an der Kasse sind, zwei Kinder haben, dann können sie froh sein, wenn sie nicht mit Hartz-IV aufstocken müssen. Wie soll das funktionieren? Das sind diese Ungerechtigkeiten, die den Menschen immer mehr bewusst werden. Das sind die Unterschiede in den Privilegien. Die eine muss an der Kasse sitzen, muss sich krumm malochen, muss trotzdem aufstocken, weil sie zwei Kinder hat und der andere erbt 500.000 EUR. Unsere Gesellschaft hat, was Solidarität anbelangt, Gerechtigkeit, Gleichberechtigung, noch wirklich erheblich Luft nach oben.

Ninia LaGrande: Sind wir denn durch Corona ein bisschen solidarischer geworden oder ist die Schere da quasi noch weiter auseinander gegangen?

Dr. Ulrich Schneider: Das habe ich erst gedacht, weil man ja auch sehr viele Initiativen sah, so Zettelchen, wo ich wohne, „wenn ich für jemanden einkaufen gehen soll, Bescheid sagen“ und sehr viel bei den Supermärkten am schwarzen Brett, so Hilfsangebote. Dann haben wir ja alle immer kräftig applaudiert den Pflegeberufen und den Frauen und Männern, die da hinter der Kasse sitzen, genau die, die auch aufstocken müssen, die zwei Kinder haben, aber blöderweise hatte es sich damit schon im Wesentlichen. Die Konjunkturpakete, was da gelaufen ist, die Armen wurden schlicht vergessen. Die Lebensmittelpreise sind ja im März, April wirklich hoch geschossen. Wenn man sich Frischgemüse anschaute, Obst, aber auch Milchprodukte und politisch hat das keinen interessiert, wie ein Hartz-IV-Bezieher, der jetzt nur als Erwachsener 5 EUR am Tag hat, um sich zu ernähren, wie der klarkommen sollte, das interessierte nicht. Dass plötzlich Desinfektionsmittel gekauft werden mussten, dass plötzlich Masken gekauft werden mussten, dass das mit Geld zu tun hat, das hat keinen in der Politik so interessiert, dass man ihnen geholfen hätte. Pflegekräfte haben einen Zuschlag bekommen, nicht die, die im Krankenhaus pflegten, sondern diejenigen, die in Pflegeeinrichtungen waren, das ist auch in Ordnung, dass diese wenigstens was bekamen, aber im Großen und Ganzen, Corona wird uns noch eine Weile beschäftigen, wie kriegen wir die insgesamt in eine bessere Bezahlung? Die wollen keine Almosen, die wollen ihr Geld verdienen. Da ist tote Hose. Wenn ich mir beim Konjunkturpaket anschaue, wie mit verschiedenen Gruppen umgegangen wurde und insbesondere auch behinderte Menschen in Wohnheimen oder die in Werkstätten gearbeitet hatten, die wurden plötzlich behandelt wie Pflegebedürftige, die das Haus nicht mehr verlassen dürfen, bei Kindern, die in der Schule waren, war es ohnehin schon schwer, dass sie da nicht mithalten konnten, wenn sie zu Hause keine gute Ausstattung hatten für behinderte Kinder. Als die Schulen wieder

öffneten, mussten die vielerorts zu Hause bleiben, da war überhaupt keine Assistenz. Diejenigen, die es während Corona am allerschwersten hatten, das waren arme Menschen, das waren Menschen, die sich sehr viel von den Tafeln ernährten, die hatten ja über die Hälfte zugemacht, die wurden so gut wie überhaupt nicht geholfen. Auf der anderen Seite haben wir 20 Milliarden ausgegeben für eine Mehrwertsteuersenkung, wovon diejenigen am meisten profitieren, die auch ordentlich Luxusgüter kaufen. Ist ja klar, wenn ich mir ein Auto kaufe für 500.000 EUR und dann drei Prozent einspare, ist das richtig Geld. Ein Hartz-IV-Bezieher hat eine Ersparnis im Monat an Kaufkraft von gerade mal 8 EUR. Das ist die Spannweite, mit der politisch mit Notlagen von Menschen umgegangen wurde. Deswegen hat uns Corona solidarischer gemacht? Nein. Die Menschen waren auch vorher in der Nachbarschaft und das hat sich weitergetragen und in der Politik gab es phasenweise stehende Ovationen im Bundestag für Pflegekräfte oder Einzelhandelsverkäufer und am Ende kam da nicht viel bei raus. Schaut man sich nur diese mickrige Mindestlohnerhöhung an, die da ausgehandelt wurde, das sind genau die, für die da applaudiert wurde, die von Mindestlohn leben müssen. Da klafft zwischen dem, was in Sonntagspredigten rauskommt und dem, was dann tatsächlich an Substanz politisch passiert, doch noch einiges an Lücken.

Ninia LaGrande: Ich habe auch den Eindruck, dass es zwischenmenschlich sich ein bisschen verändert hat ab März. Am Anfang waren alle ganz engagiert und haben gesagt „für die Risikogruppe müssen wir zu Hause bleiben“ und so langsam kriegt man den Eindruck „die verlieren die Geduld und wollen wieder raus“.

Dr. Ulrich Schneider: Es ist mehr als Geduld und Ungeduld. Ich habe selber in den Monaten seit März unheimlich viel über Menschen gelernt. Man kennt es aus Lehrbüchern, der Entwicklungspsychologie und der Anthropologie, der Mensch sei ein soziales Wesen, ich habe mir das immer übersetzt mit „okay, er brauchte andere, er will auch irgendwo fest eingebettet sein, er will anerkannt sein und damit wächst er praktisch auf“ und ich habe bei Corona erkannt: Es geht noch viel weiter. Der Mensch ist auch ein soziales Wesen als geselliges Wesen. Ich sage das völlig vorwurfsfrei: Offensichtlich braucht der Mensch die Geselligkeit mit anderen Menschen. Nicht er will sie, er braucht sie auch. Wenn man sich so umschaute, der will nicht nur irgendwie mit denen sein, mit einem Abstand von 1,50 m, der will auch mal knuddeln und sich umarmen, der braucht Zärtlichkeit und das ist offensichtlich ein unheimlich tiefes Bedürfnis. Das jetzt zu unterdrücken bei dem Lockdown, den wir hatten, das ist mir erstmal später klar geworden, was das für eine Leistung einer Gesellschaft ist, gegen ein solches, offensichtlich tief menschliches Grundbedürfnis anzugehen und zu sagen „das tut ihr jetzt mal nicht“.

Ninia LaGrande (aus dem Off): Das stimmt. Tatsächlich bin ich eine Person, die sehr gut alleine sein kann, es aber selten ist mit einem kleinen Kind. Aber wie froh war ich in der wirklich harten Phase, Menschen bei mir zu Hause zu haben, mit denen ich sprechen und kuscheln konnte. Dass das ein Bedürfnis ist, was wir von Grund auf haben, habe ich an meinem Kind gemerkt, das zwischenzeitlich mit seinem Kumpel nur telefoniert hat und als die beiden sich wiedersehen durften, sind sie sich in die Arme gefallen und waren völlig aus dem Häuschen. Im Alter von nur 3 Jahren. Wir brauchen soziale Kontakte zum Überleben.

Dr. Ulrich Schneider: Mir war auch nicht klar als die Schule wieder öffnete, wie man 14- bis 17-jährigen Teenagern erklären soll „das höchste Gut im Leben ist 1,5 m Abstand“. Es gibt Bedürfnisse, die sehr stark sind und was man da erlebt, war einerseits viel Unvernunft, war auch Unverantwortlichkeit, wenn man die Partys beobachtet, die stattfanden, es war Gedankenlosigkeit, es war andererseits auch ein tiefes, und wenn wir kein Corona hätten, sympathisches, Bedürfnis nach menschlicher, körperlicher Nähe. Das habe ich erstmal gelernt und das hat mich sehr nachdenklich gemacht.

Ninia LaGrande: Dem kann ich nur zustimmen. In meinem Umkreis, die Leute, die alleine leben, ich lebe zu Hause mit Mann und Kind, ich hatte da noch Leute zum Reden und Knuddeln und gerade die, die alleine leben, haben auch zu mir gesagt „du kannst dir das gar nicht vorstellen, wie blöd das ist, die ganze Zeit ohne Gesellschaft zu sitzen und ohne Leute mal in den Arm nehmen zu können“. Wolfgang Schäuble hat im Frühjahr gesagt „der Lebensschutz dürfe nicht über allem stehen“. Sind wir zu wirtschaftsorientiert daran gegangen?

Dr. Ulrich Schneider: Der Schäuble meinte wohl eher umgekehrt, dass wir nicht wirtschaftsorientiert genug daran gegangen wären. Wir haben ja den Gesundheitsschutz erstmal vor allem gestellt. Ich hielt das für richtig. Den Virus kannte keiner. Dieses permanent, wöchentlich neuen Erkenntnisse über diesen Virus, musste uns erstmal zur extremer Vorsicht anhalten und auch wenn es hier um Grundbedürfnisse geht, die ich noch wichtiger finde als wirtschaftliche Belange, hatten wir doch keine andere Wahl, als erstmal 100 Prozent auf Vorsicht zu gehen. Wir wussten ja gar nicht, was läuft. Am Anfang hieß es: Keine Kindergärten, Schmierinfektion sei möglich. Dann hieß es: Schmierinfektion spielt kaum eine Rolle, wir konnten auch Kindergärten wieder öffnen. Dann hieß es: Die Schutzmasken bringen gar nichts, zwischendurch sollten sie sogar gefährlich sein. Dann stellte sich heraus, dass sie doch tauglich sind, wie die Menschen schon seit Jahrhunderten wissen. Das sind Dinge, man musste diesen Virus erstmal erforschen. Das braucht seine Zeit. Da kann man nicht ins Reagenzglas schauen und sagen „jetzt machen wir Folgendes“. Das kann ich akzeptieren. Deswegen kann ich auch akzeptieren, dass man erstmal voll auf den Gesundheitsschutz setzen musste, solange man überhaupt nicht weiß, wie sich dieser Virus verhält. Je besser wir ihn jetzt kennenlernen, bildlich gesprochen, umso besser wissen wir auch, was wir uns „leisten“ können an physischem Miteinander und was das dann heißt für Schule, Betrieb, Kindergarten und anderes.

Ninia LaGrande: Glauben sie, dass wir als Gesellschaft auch etwas aus diesem Jahr lernen können?

Dr. Ulrich Schneider: Ja unbedingt. Wir können es lernen, ob wir es lernen, da habe ich meine Bedenken. So ganz lernfähig erlebe ich uns nicht immer. Was man lernen könnte, wäre sicherlich, worauf es in einer Gesellschaft wesentlich ankommt. Wir haben festgestellt, was passiert, wenn die Schule nicht funktioniert. Wir haben festgestellt, viel offensichtlicher als sonst, was das heißt, wenn arme Kinder von Bildung abgeschnitten sind. Daraus können wir lernen. Wir können lernen, dass Schule unter sozialen Gesichtspunkten auch eine fragile Veranstaltung ist. Wir haben gelernt, worauf es ankommt in einer Gesellschaft, nämlich auf eine ganz neue Form von Systemrelevanz. Als systemrelevant wurden ja bisher fast nur

Banken bezeichnet. Ich fand es deshalb schon interessant, dieser Lernprozess, der dahinter stecken musste, weil irgendjemand feststellte, dass eine Verkäuferin im Einzelhandel deutlich systemrelevanter ist als ein Investmentbanker. Und dass auch ein Lehrer systemrelevanter ist und eine Pflegekraft wesentlich systemrelevanter ist, dass die Frage, wie wir mit einer großen Zahl von Pflegebedürftigen umgehen, eine ist, die uns als humane Gesellschaft ganz schnell an Grenzen führen kann. All die Bereiche, die ich jetzt genannt habe, sind völlig unterausgestattet. Wir haben die ganze Zeit an der Kante gearbeitet, sei es in der Pflege oder in Kindergärten, wo die Verhältniszahlen nie stimmten bisher zwischen denen, die arbeiteten und den Schutzbefohlenen. Jetzt haben wir festgestellt: Ein Virus und das ganze System kracht zusammen. Daraus können wir lernen, dass wenn diese Gesellschaft widerstandsfähiger werden soll, dass wir in Bereichen des sozialen Miteinanders auch wesentlich mehr reinton müssen. Wir haben noch eines gelernt: Dass das Soziale für uns und für mich persönlich eine große Rolle spielt, ist ja wenig verwunderlich. Ich habe z. B. auch gelernt, wie wichtig Kultur ist. Das war mir vorher auch nicht so ganz klar. „Kultur“, sagt man immer, „ist so ein Add-On“. Erstmal müssen die Menschen schlafen, essen, sich kleiden, brauchen frische Luft und dann braucht es vor allem soziale Daseinsvorsorge, Bildung, was weiß ich. Aber in der Coronazeit haben wir auch gelernt, dass Kultur auch eine Systemrelevanz hat. Absolut. Und wie Menschen leiden, wenn sie nicht eine kulturell ansprechende Unterhaltung geboten bekommen und ein kulturell ansprechendes Miteinander. Darum geht's ja. Kultur ist ja nun wirklich was anderes als vor der Glotze zu Hause zu hängen und sich irgendeine blöde Gameshow reinzupfeifen. Das Miteinander erleben von Kunst ist für die Menschen sehr wichtig oder einfach nur Abtanzen, gute Musik zu hören, gemeinsam. Da ist mir klar geworden, welche Funktion Kultur wahrnimmt, wenn erstmal alles leer ist. Wenn ein Museum auch leer ist. Ich glaube diese Gesellschaft kann aus dieser Coronazeit sehr viel mitnehmen und mit einer ganz anderen Wertschätzung an Dinge rangehen, sowohl im Positiven, wenn ich an Pflege, Erziehung und Kultur denke und auch im Negativen, wenn wir uns nochmal anschauen, wir haben auf der einen Seite die ganze Coronadiskussion, auf der anderen Seite einen riesen Bankenskandal mit wirecard, da sollten wir vielleicht nochmal über Werte nachdenken.

Ninia LaGrande: Welche gesellschaftlichen Aufgaben haben die im deutschen Recht verankerten Wohlfahrtsverbände?

Dr. Ulrich Schneider: Erstmal helfen. Wohlfahrt schaffen. Menschen soll es ordentlich gehen. Dabei helfen wir. Ist die Frage, wie man da hilft? Im Moment sieht es so aus, dass man am besten fährt als Wohlfahrtsverband, wenn man den Menschen hilft, sich zu helfen oder wie es der paritätische Wohlfahrtsverband speziell macht: Er hilft Menschen, die helfen wollen zu helfen. Man gibt Menschen Möglichkeiten, ihre Form sozialer Arbeit auszuprobieren und wenn die das tun, sollen die den Menschen Möglichkeiten geben, sich zu verwirklichen. Das ist für mich was anderes, als Fördern und Fordern, was ich für völligen Nonsens halte. Wenn ich gut helfen will und wenn ich Menschen auch geben will, dann muss ich ihm Sicherheit geben. Das ist eine andere Funktion von Wohlfahrtsverbänden, dem Menschen das Gefühl geben „du bist nicht allein und du wirst aufgefangen“, das ist glaube ich ganz wichtig. Auch hier wieder der Aspekt des gemeinsam etwas zu machen. Das kann in eine Richtung sein, das kann aber auch in einer Selbsthilfegruppe sein, wo Menschen sich zusammentun und sagen

„wir wollen unser Schicksal in die Hand nehmen“, etwas als chronisch kranke Menschen. Wir können voneinander lernen und wir sind Experten für uns selbst, dass man Menschen zusammenführt und hilft. Das ist eine der Aufgaben, wirklich direkt helfen, sich oder anderen zu helfen. Und das andere ist natürlich, das nehmen wir als Paritätischer auch sehr ernst: Die Interessenvertretung, der uns anvertrauten Menschen. Wir sprachen anfangs von Situationen der Privilegiertheit oder der Unterprivilegiertheit und eine gute soziale Arbeit, eine gute Wohlfahrt, ein guter Wohlfahrtsverband, wird immer auch über politische Ursachen nachdenken, wird immer auch selber aktiv und Menschen dabei helfen, aktiv zu werden, ihre Rahmenbedingungen zu ändern. Also dafür zu sorgen, dass politisch auch etwas passiert, so dass sie besser klarkommen. Diese Doppelfunktion von sozialer Arbeit und von Wohlfahrtsarbeit, helfen auf der einen Seite im klassischen Sinne karikativer Arbeit, auf der anderen Seite anwaltschaftliche Vertretung bis hin zu Kampagnen, bis hin, dass man mitwirkt in Bewegungen und den Menschen hilft, sich selber einzubringen, sein Schicksal in die Hand zu nehmen. Diese Doppelfunktion macht gute Wohlfahrtspflege aus.

Ninia LaGrande: Was macht der Paritätische gerade ganz aktuell unter Coronabedingungen?

Dr. Ulrich Schneider: Wir haben erstmal geguckt, seit März zusammen mit der Politik, einer guten Zusammenarbeit mit dem Arbeitsministerium und den anderen Spitzenverbänden, dass wir ganz schnell Schutzschirme aufgespannt bekommen über die Einrichtung. Es wäre fatal gewesen, man stelle sich vor, Kindergärten mussten zumachen, Beratungseinrichtungen mussten zumachen, man stelle sich vor, die wären nicht da gewesen, weil sie einfach insolvent gewesen wären. Wir hätten ein Tabula rasa gemacht mit allem, was wir unter sozialen Daseinsvorsorge kennen und deswegen war das eine unserer Hauptaufgaben, hier politisch dafür Sorge zu tragen und mit der Verwaltung, dass es klappt, Schutzschirme aufzuspannen. Das ist uns sukzessive gelungen. Bei einigen Einrichtungstypen ging das relativ zügig, z. B. Kindergärten, und bei anderen Einrichtungsarten haben wir bis heute Lücken. Wenn ich mir die deutschen Jugendherbergen anschau, alles was Erholung ist, aber auch Integrationsfirmen für behinderte Menschen, sind bis heute noch nicht so richtig unter Schutzschildern. Es war ungeheuer, wir haben wirklich Tag und Nacht dran gearbeitet. Nicht nur wir, auch in den Ministerien, konferiert, gemacht, getan, überlegt, wie kann was laufen, über die Osterfeiertage, über die Wochenenden weg, waren wir unheimlich aktiv und dann ganz praktisch haben wir jetzt gerade eine Aktion laufen, wo wir Millionen von Schutzmasken ausliefern, also vor Ort dafür zu sorgen, dass Dinge überhaupt vorhanden sind. Das ist das, was wir in Corona gemacht haben. Wir haben mitgeholfen, dass unsere Mitgliedsorganisationen viele Angebote auf digital umstellen konnten. Eine Beratung muss ja weiter irgendwie laufen, man kann die Menschen ja nicht hängenlassen und die Tür zu machen und sagen „melde dich in drei Monaten wieder“, d. h. es mussten unheimlich schnell digitale Angebote geschaffen werden im Internet, wo Ratsuchende auch Rat finden. Das ist noch immer ziemlicher Stress.

Ninia LaGrande: Was glauben sie, wie wird Corona unsere Arbeitswelt verändern?

Dr. Ulrich Schneider: Extrem im Verwaltungsbereich. Im Produktionsbereich weiß ich nicht. Im Produktionsbereich wurde auf Hygienestandards geachtet, dass da in der Fleischindustrie die schlimmsten Ausbeutungsverhältnisse verhindert wurden, da war Corona der Anlass,

man wusste schon vorher, wie die mit den Menschen umgehen. Wir wissen auch bei Erntehelfern, was da passiert. Dazu bräuchte es eigentlich kein Corona. Wenn Corona jetzt hilft, den Anlass zu schaffen, dass man hier menschenwürdigere Arbeitsbedingungen schafft, ist das okay. Aber richtige Veränderung der Arbeitswelt wird im Verwaltungsbereich stattfinden. Bei unserer eigenen Geschäftsstelle, wir haben seit Montag erst wieder auf, bis dahin hatten wir geschlossen und alle waren in mobiler Arbeit und weil das gut klappte, lassen wir es auch so. Die müssen nicht mehr täglich kommen. Die Leitungsebenen haben Vertrauen in die Mitarbeiter gefunden, die arbeiten auch, wenn sie woanders sind. Die Mitarbeiterschaft hat gelernt, in einer unheimlichen Geschwindigkeit mit all den digitalen Werkzeugen umzugehen, die man dazu braucht. Was wir in drei Monaten gemacht haben, dafür hätten wir normalerweise zwei Jahre Berater kommen lassen, rumreden und Interviews führen und hätte dafür ein Heidengeld ausgegeben. Das ging jetzt mal so learning by doing innerhalb von drei Monaten. Die Mitarbeiterschaft findet das prima. Wir finden das prima und ich denke, was ich aus anderen Bereichen höre, Versicherungen usw., dass ähnliche Erfahrungen gemacht wurden. Insofern ist da schon eine starke Veränderung, die nicht überall zum Positiven laufen muss. Mobile Arbeit kann auch sehr gut zur Ausbeutung von Menschen genutzt werden. Der Druck kann erheblich erhöht werden. So ist das mit allem. Man kann es so oder so anwenden. Der Gesetzgeber ist auch gefragt, wenn verstärkt mobile Arbeit kommt, dass man sich dann nochmal den Arbeitsschutz genauer anschaut, um zu gucken „um wie viel Uhr kommen die Mails? Wann werden Sachen beantwortet? Wie sieht es mit Kernarbeitszeiten usw. aus?“. Das muss man sich anschauen.

Ninia LaGrande: Sie beschäftigen sich ja auch sehr viel mit Armut in Deutschland. Wir haben schon kurz drüber gesprochen. Wie hat sich denn die Situation in den letzten 20, 30 Jahren verändert? Hat sie sich verändert?

Dr. Ulrich Schneider: Ja. Erstmal hat die Ungleichheit in Deutschland zugenommen, eindeutig in den Einkommen, im Vermögen und die Ungleichheit hat insofern auch zugenommen, als dass jetzt tatsächlich quantitativ mehr und mehr Menschen da sind, die nicht mehr mithalten kann. Dass man das in Formeln und Quoten rechnen kann, läuft alles auf den Faktor hinaus, es gibt in Deutschland so 13 Mio. Menschen, die so wenig Einkommen haben, dass sie an ganz selbstverständlichen Dingen nicht mehr teilhaben. Kinder, die dann eben nicht zum Sportverein können, weil die Eltern nicht mal ein paar gescheite Fußballschuhe kaufen können und Kinder wachsen ja dann in der Regel und dann brauchen sie größere und es geht alles ins Geld. Oder Kinder, für die ist Klavierunterricht oder Gitarrenunterricht ganz weit weg, weil das Geld dafür gar nicht da ist. Oder auch, wenn andere Kinder Bowling spielen gehen oder einen schicken Ausflug machen, da ist das nicht drin. Wir haben immer mehr Menschen, die einfach abgehängt sind. Man redet immer über Kinder. Bei alten Menschen ist es mittlerweile genauso schlimm. Bei alten Menschen kommt immer so ganz bitter hinzu, wer im Alter arm ist, für den ist Armut in der Regel lebenslänglich. Wenn der nicht Glück hat, nochmal reich zu heiraten oder eine unerwartete fette Erbschaft irgendwo herkommt, dann war es das. Dann heißt das im Klartext für viele alte Menschen von der Tafel zu leben, wirklich auf Almosen angewiesen zu sein, um über den Monat zu kommen. Mal einen Kaffee trinken zu gehen, ein Stück Torte mit einer Freundin in einem Café ist dann nicht mehr drin. Selbst der Ausflug mit der Pfarrgemeinde irgendwo hin, da kann man diese 20 EUR nicht

mehr aufbringen. Absolut nicht mehr mitmachen zu können. So wirklich alles versagen zu müssen. Da wird Leben freudlos. Das ist so bitter und das hat zugenommen. Das hat in Deutschland enorm zugenommen. Wenn wir früher von Armut gesprochen haben, waren das auch viele Alte. Es waren vor allen Dingen alte Frauen, Witwen, so in den 70er Jahren, 80er noch und dann ging die Zahl enorm zurück. Dann waren es Erwerbstätige mit Kindern und mittlerweile stellt sich heraus, Kinder und Alte, das sind die Gruppen, die am stärksten von Armut betroffen sind. Für die einen ist das ganz fürchterlich hinsichtlich ihrer Zukunftschancen und für die anderen ist es ganz fürchterlich, weil sie diese definitiv nicht mehr haben.

Ninia LaGrande: Mehr als ein Fünftel aller Kinder und Jugendlichen in Deutschland ist über mehrere Jahre hinweg von Armut bedroht. Zwei von drei Kindern in Armut leben über mindestens fünf Jahre in finanzieller Not. Eine viel zu lange Zeit, in der sich viele Kinder auch selbst Sorgen um die finanzielle Situation in ihrer Familie machen. Regional gibt es in Deutschland große Unterschiede. Während in Gelsenkirchen 40 Prozent aller unter 18-Jährigen in Armut leben, sind es im Südosten nur etwa zwei von 100 Kindern. Corona hat die Situation noch verschärft. Kein Zugang zur Tafel oder Schulessen, keine Laptops oder Internet zu Hause. Armut in der Kindheit hat fast immer große Auswirkungen auf den weiteren Lebensweg.

Da schließt sich ja auch wieder der Kreis, zu dem „gemeinsam“, was der Mensch braucht. Auch ohne Corona und ohne eine Pandemie sind die Leute quasi einsam oder alleine, weil sie nicht teilhaben können.

Dr. Ulrich Schneider: Die ganzen Diskussionen können zu einem Zynismus verleiten, denn wenn man sagt „Pandemie, Lockdown, keiner kann mehr ins Kino, keiner kann mehr ins Theater, keiner kann mehr ins Restaurant gehen“. Wir haben in Deutschland Millionen von Menschen, die das nicht können. Die Frage, ob man jetzt nach Mallorca fliegen sollte oder nicht, die hat sich für die in ihrem ganzen Leben noch nicht gestellt und wird sich auch nie stellen. Da ist natürlich vieles Mittel- und Oberschicht-Diskussion, was da abläuft. Wir haben Menschen, die halt in großer Zahl ausgegrenzt sind. Das ist so. Corona hat für die aufgrund steigender Preise, geschlossener Tafeln oder auch wegfallender Schulessen die Situation erheblich verschärft. Umso bitterer fand ich es, dass bei dem Konjunkturpark Milliarden über Milliarden rausgeballert werden und für die Ärmsten nicht ein Cent locker gemacht wurde. Da frage ich mich schon: Welche Aversion muss man gegen diese Menschen haben, damit man wirklich alle Hilfen verweigert? Da kann man schon ins Grübeln kommen.

Ninia LaGrande: Der Paritätische gibt regelmäßig den Armutsbericht heraus. Wird der von der Politik aufgegriffen?

Dr. Ulrich Schneider: Ja. Wenn wir diesen bringen, das machen wir einmal im Jahr, der findet regelmäßig sehr große Resonanz. In den Medien sowieso, die einen, die darüber berichten, oder auch die FAZ und die Welt, die uns regelmäßig übelst beschimpfen, wie wir unseren Sozialstaat schlechtreden könnten und wir wollten ja sowieso nur umverteilen und den Reichen ans Portmonee. Heute las ich erst wieder in der FAZ ein Kommentar, dass wir beklagt haben, wir, die Diakonie und die Caritas, dass die Hartz-IV-Regelsätze zu gering seien, wir würden die Armen instrumentalisieren für unsere politischen Ansichten, das sei schäbig. Da

können wir uns gut drauf verlassen, der wird wahrgenommen, der scheint bei denen, die Angst haben teilen zu müssen, den Blutdruck offensichtlich extrem in die Höhe zu treiben. Im Parlament finden wir dann eine wesentlich sachlichere Auseinandersetzung mit unserem Armutsbericht, da werden wir eingeladen von Politikern, von Fraktionen, um wirklich sachlich die Dinge zu diskutieren. Das machen wir regelmäßig. Viel rausgekommen ist noch nie.

Ninia LaGrande: Armut geht ja auch viel mit Stigmatisierung einher. Was hat die Gesellschaft für ein Bild von Armut und entspricht das eigentlich der Realität?

Dr. Ulrich Schneider: Wir haben ja dafür gesorgt, dass nicht nur Armut als individuelles Problem hingestellt wird, also was den Einzelnen betrifft, sondern politisch wurde auch dafür gesorgt und von interessierten Kreisen, dass Arme selber Schuld seien an ihrer Situation, egal wie sie verstrickt sind. Mir hat auch schon mal im 4-Augen-Gespräch ein Politiker gesagt „Herr Schneider, mal unter uns, die Alleinerziehenden, die sind doch irgendwie selber Schuld oder?!“, das ist in manchen Köpfen drin. Dann haben wir es auch noch geschafft, sie negativ zu etikettieren, indem man sagt „Hartz-IV-Bezieher sind in erster Linie faul“, das war der große Slogan zur Jahrtausendwende. Wie hat Gerhard Schröder im Bundestag gesagt? „Es gibt in Deutschland kein Recht auf Faulheit“ und er meinte damit Menschen, die von Fürsorgeleistungen leben müssen, d. h. das Menschenbild, was sich etabliert hat, gerade durch Hartz-IV und die Agendapolitik, ist, dass der Mensch von Natur aus erstmal Arbeit meidet, dass er faul ist, dass wenn man ihm zu viel Geld gibt, er gar nichts mehr macht und dass man ihn deshalb fordern müsse. Das muss man, indem man ihm möglichst wenig Geld gibt, aber ordentlich antreten lässt. Das war ja das Bild, was da verkauft wurde, womit die ganze Politik legitimiert wurde. Eine Politik des sozialstaatlichen Abbaus, die es ja zweifellos war. Dieses Bild hat sich in gewisser Weise gehalten, dass arme Menschen so stark damit konfrontiert werden „du bist ein Loser und du willst auch gar nicht richtig“, dass die anfangen, da zum Teil selber dran zu glauben, dass Eltern gegenüber ihren Kindern ein schlechtes Gewissen haben, weil „hält mich mein Kind auch für einen Loser? Hält mich mein Kind auch für faul?“, dass Kinder das Gefühl haben „bin ich anders? Sind meine Eltern nicht so fleißig wie sie sein sollten?“. Das ist irre, das durchsetzt eine Gesellschaft und das geht bis in die Köpfe der Armen selber rein, obwohl ja nun alle Fakten das Gegenteil sagen. Den wenigsten ist bekannt, dass die armen Menschen im erwerbstätigen Alter, das sind zu über 1/3 Menschen, die arbeiten und trotzdem arm sind. Das sind zu einem großen Teil auch über 1/3 alte Menschen, die gearbeitet haben. Es sind ganz viele, die sich um die Pflege ihrer Angehörigen kümmern. Es sind ganz viele Menschen mit Handicaps, die trotzdem arbeiten, die auf keinen grünen Zweig kommen, die gesundheitlich beeinträchtigt sind. Das wird überhaupt nicht wahrgenommen. Überhaupt nicht wahrgenommen wird, dass nur 6,5 Prozent aller armen Menschen arbeitslos sind. Das ist eine verschwindend geringe Gruppe. Wenn ich immer höre „das Beste zur Bekämpfung der Armut sei Menschen in Arbeit zu bringen“, das ist sowas von an der Wirklichkeit vorbei. Bei Hartz-IV haben wir über 1 Mio. Aufstocker, die arbeiten. Die Hälfte davon sozialversicherungspflichtig. Wenn die nicht Vollzeit arbeiten, hängt das meist damit zusammen, dass sie es gesundheitlich nicht können oder dass Kinder da sind, um die sie sich kümmern müssen. Das wird alles gar nicht gesehen. Stattdessen werden Vorurteile aufrechterhalten „die wollen nicht, die können nicht“, das ist

schon bitter. Wenn wir etwas ändern wollen politisch, dann müssen wir die Menschen aufklären.

Ninia LaGrande: Was brauchen die Sozialbetriebe um die Krise zu überstehen?

Dr. Ulrich Schneider: Kommt auf den Sozialbetrieb im Einzelnen an. Wir sind sehr unterschiedlich in der Finanzierung. Unter dem Strich brauchen sie praktisch eine Grundfinanzierung, um zu wissen, auch wenn nochmal ein Lockdown kommen sollte, was wirklich schlimm wäre, aber eine Grundfinanzierung, wo man weiß „ich kann erstmal halbwegs überleben“. Die Sozialbetriebe haben sich, soweit sie können, darauf eingestellt, auch im Lockdown digital ihre Angebote zu machen. Man wundert sich, selbst in Kindergärten war das häufig so, dass Erzieherinnen mal bei den Familien vorbeigeschaut haben, einfach den Kontakt halten.

Ninia LaGrande: So war es bei uns auch mit WhatsApp-Gruppen und die haben Videos geschickt und Bastelanleitungen. Das war ganz toll.

Dr. Ulrich Schneider: Genau sowas. Die geben sich ja Mühe. Das ist ungeheuer wichtig für die Familie und die Kinder. Kinder brauchen Kinder. Vor dem Hintergrund, dass alle daran sind, zu gucken „wie kann ich mich nützlich machen?“, auch wenn ich mein eigentliches Angebot nicht machen kann, braucht es halt diese garantierte Grundfinanzierung, weil sonst ist die Infrastruktur weg, die ist dann auch nicht mehr aufzubauen. Wenn also irgendwo in der Kommune Dinge zusammenbrechen, Gesundheitsläden, die kriegt man dann nicht mehr aufgebaut. Diese Garantie brauchen sie nicht nur jetzt in Corona, sondern sie brauchen sie vor allen Dingen im nächsten Jahr. Im nächsten Jahr werden wir natürlich in den Kommunen zu tun haben mit den Gewerbesteuer ausfällen aus der Krisenzeit jetzt. Im nächsten Jahr werden wir damit zu tun haben, dass auch die Insolvenzordnung wieder in Kraft tritt, die jetzt ausgesetzt ist, d. h. man muss schauen „welche Betriebe sind gar nicht mehr zu retten?“ und ich glaube 2021 wird ein richtig schwieriges Jahr, da brauchen wir einfach für die soziale Daseinsvorsorge eine gewisse Bestandsgarantie. Das brauchen die Betriebe. Selbst wenn die arbeiten können im nächsten Jahr, angenommen Corona ist so gut wie verschwunden, alles läuft, ich habe eine Beratungsstelle, die muss finanziert werden von der Kommune und wenn dann die Gewerbesteuer weg sind, dann hat die Kommune nicht mehr viel in der Hand, um zu helfen, d. h. was brauchen die Einrichtungen? Wir brauchen eine Umkehr in der Steuerpolitik. Wir brauchen mehr Steuereinnahmen. Deutschland ist stinkreich. Deutschland ist das fünftreichste Land gemessen am BIP auf dieser Erde. Nur in Deutschland ist Einkommen und Vermögen extrem ungleich verteilt. Wir müssen es jetzt in die Hand nehmen und zu einer besseren Verteilung kommen, hohe Einkommen, hohe Vermögen stärker heranziehen zur Finanzierung von sozialer Infrastruktur, damit im nächsten Jahr diese Garantien ausgesprochen werden können.

Ninia LaGrande: Jetzt schließen wir mit der letzten Frage den Kreis zum Anfang: Was können wir denn alle tun, damit unsere Gesellschaft sozialer und solidarischer wird?

Dr. Ulrich Schneider: Erstmal: Augen auf. Das geht ja damit los, dass viele Menschen soziale Missstände gar nicht so richtig sehen. Die laufen dran vorbei und sehen es nicht richtig.

Ninia LaGrande: Wollen es auch nicht sehen?

Dr. Ulrich Schneider: Ich weiß nicht, ich verurteile auch keinen. Man muss gelernt haben, mit Armut umzugehen. Als ich klein war, war ich bei den Pfadfindern, „jeden Tag eine gute Tat“, unser Kaplan, der hat uns immer losgeschickt, wir mussten mit einem Pfund Kaffee alte Damen besuchen, die wirklich nichts hatten und alleine waren. Da ist man als kleiner Junge schon in Haushalte reingekommen, wo es den Leuten wirklich schlecht geht. Dadurch hat man bei den Pfadfindern gelernt, soziale Probleme zu sehen. Wir haben das dann auch mal als Paritätischer mal nachgemacht, wir haben so Wettbewerbe ausgeschrieben: Bastelt, malt, tut ihr irgendwas, gibt es bei euch Armut im Stadtteil? Einfach die Kids dran zu gewöhnen, mit offenen Augen durch den Stadtteil zu gehen. Denn wer nicht sieht, der kann auch nicht mitfühlen. Wer nicht mitfühlt, den kriege ich auch nicht zur Solidarität. Um Solidarität muss es am Ende gehen, d. h. Augen auf wäre ganz wichtig und einfach gucken. Das Zweite, wenn man dann geguckt hat, sich erstmal klein solidarisch verhalten. Jetzt nicht nur mal eine Spende gelegentlich, sondern auch sich einsetzen für den anderen. Es ist das eine, ob ich jemandem, der obdachlos ist, 1 EUR dahinlege oder ob ich wirklich in meiner Kommune politisch sage „die brauchen endlich gescheite Unterkünfte“ und ich mich dann auch politisch einsetze. Beides. Solidarität heißt immer konkrete Hilfe, heißt aber auch, dass ich für den, der es nicht kann, das Maul aufmache und gucke, dass ich ihm helfe aus einer unterprivilegierten Situation herauszukommen. Wenn ich feststelle, dass bei Corona die Familie nebenan völlig überfordert ist, weil sie die ganze EDV-Technik nicht mitbrachte und ich habe da noch einen alten Laptop rumstehen, dann kann ich den rüberstellen und sagen „hier hast du was, ich brauche den zur Zeit sowieso nicht“ und wichtig ist aber gleichzeitig auch dann den Mund aufzumachen und zu sagen „hier Politik, seht zu, dass diese armen Familien endlich teilhaben können, in denen ihr den die nötige EDV-Ausstattung zur Verfügung stellt“. Es muss immer zusammengehen, so wie gute Wohlfahrtsarbeit immer beides machen muss, ist auch der Einzelne gefordert, wenn er solidarisch sein will, zu gucken und zu helfen, aber auch sich dann solidarisch für den anderen einzusetzen.

Ninia LaGrande: Ist eine tolle Forderung zum Schluss. Vielen Dank, dass sie da waren.

Dr. Ulrich Schneider: Nichts zu danken, hat Spaß gemacht.

Ninia LaGrande (aus dem Off): Das war mein Gespräch mit Dr. Ulrich Schneider. Eine umfassende Bestandsaufnahme, die ich sowohl lehrreich als auch erschreckend fand. Was bei mir hängengeblieben ist: Wer nichts sieht, der kann auch nicht mitfühlen. Und, das würde ich noch hinzufügen: Der oder die kann auch nicht aktiv werden. Also „Augen auf“ im eigenen Umfeld, in der eigenen Stadt und füreinander einstehen. Bleiben wir solidarisch! Bis zum nächsten Mal, tschüss.